

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1931

289 (12.12.1931) Die Mußestunde

Die Klüßestunde

Zur Unterhaltung und Belehrung

50. Woche 51. Jahrgang Unterhaltungsbeilage des Volksfreund Karlsruhe, 12. Dezember 1931

Größe des Sozialismus

„Wann überfällt sie uns zum ersten Male, die Größe der Natur?“, fragt der Dichter Rudolf G. Bindig. „Wann erwächst sie in uns? Keiner vermag es zu sagen. Unmerklich schleicht sich Erhabenheit, Weites, Überwindiges und schließlich Unendliches in unser Leben und dann ist es uns, als sei es von jeder da.“

So ist es auch mit all unseren großen Idealen. Wir glauben an sie. Wir lieben sie. Wir streben vor ihnen in heiligster Ehrfurcht, und es ist uns, als wäre es immer lo in uns gewesen. Und doch wachsen die Ideale in uns so folger Höhe unmerklich.

Wie dunkel und verschwommen war so auch der Sozialismus einst in uns allen. Ein Ahnen zuerst. Wie wir es heute finden bei unseren Kindern, wenn wir sie einführen in unsere Welt. Ein unbewusstes Fühlen von etwas Erhabenem. Dessen stolzes Erleben dann erst im Laufe des Reisens unserer selbst geworden ist.

Und dann, als wir ihn kannten, ihn kannten in seiner ganzen großen und schönen Bedeutung, da stieg dann in uns auch dieses hohe Gefühl auf, das Menschen immer gegenüber der Größe haben. Demütig wurden wir gegenüber dem Großen und doch so stark. Wir fühlten in uns die Kraft, dieses Bild der Freiheit und Freude zu erlangen. Und wir wuchsen an Kraft mit dem Glauben. Und immer deutlicher hob sich das neue Bild ab aus dem Heute, indem wir das Werden und Reimen dieses Neuen im Heute erkannten.

Und wir erlebten es, wie notwendig zum Wesen des Kampfes das Ideal des Kampfes ist. In seiner Größe und Herrlichkeit müssen wir alle das Ziel sehen, das wir im Angesichte dieses Kommenden stark sind und glaubend. Und zäh und treu. Das wir alles Kleine dem Großen fügen. Und das Alltägliche anordnen in die Idee.

Und das wir einig sind und einig bleiben, auch im Kampfe des Tages, weil dieses eine Ziel der Größe nur in Einigkeit zu erzwingen ist.

Der Jaun

Von Alexander von Sager-Masch.

Einmal schob mein Großvater die Brille auf die Stirn und sagte: „Wir wollen einen neuen Jaun machen lassen, der alte ist schabhaft geworden. Und die Hofeläufe werden immer weniger.“

Er war nur einen Augenblick stehen geblieben, während er mit seinen gleichmäßigen Schritten den Weg entlang kam, den er jeden Tag betrat, fast zur gleichen Stunde. Denn mein Großvater war ein ordnungsliebender Mann und teilte sein Leben nach der Uhr ein.

Vor der heinernden Treppe, die ins Langgestreckte, niedere Haus führte, blieb er nochmals stehen. Er wandte sich gar nicht um: „Jofel“, rief er, „lauf mal hinüber und hole Herrn Bed, er soll uns den neuen Jaun anmessen.“

Er sah sich nicht um dabei, aber er wußte, wo ich saß. Natürlich sah ich in der Gabelung des hohen Birnbaums, der die hintere Ecke unseres Hofes wie eine Kuppel überdeckte. Jetzt stand er mit seinem Krückstock nach ein paar Räkern, die sich in den Ritzen der Steinfliesen niedergelassen hatten. Dann hustete er ein wenig, aber nur aus Gewohnheit, und betrat das Haus. Nur die Klinke bewegte sich noch, dann fiel wieder Stille in den Hof. Ich glitt vom Baum herab, huschte hinter den Hofeinsturzsträuchern blitzschnell zum Tor, während meine Rechte aus alter Gewohnheit an den vertrauten Unebenheiten des alten Jauns entlangstrich.

Draußen, in der flimmernden Sonne, deren Gut wie ein heißer Regen durch die Strahlen prasselte, und die mir so fern, so strahlend und so unerträglich schien, wie später keine Sonne mehr, blieb ich stehen. Und es schien mir unredlich, den alten Jaun zu gerümpeln. Denn er stand schon lange, und er war da, seit ich mich erinnern konnte, wenn ich auch wenig von ihm wußte. Und ich wunderte mich darüber, daß es meinem Großvater auffiel, wie alt und wie brüchig diese Pfähle und Bretter waren, die seinen Hof abtrennten von nachbarlichem Grund. Denn oft sah ich ihn mit seinen gleichmäßigen, langsamen Schritten, die immer zuerst kamen, obwohl er nie in Eile war, durch den Hof schreiten,

und immer schien es mir, als läge er den Hof nicht und das Haus. Denn seine Augen waren in die Ferne gerichtet, und nur die Räder bemerkte er manchmal unter seinen Füßen. Er war sehr schweigsam, und ich empfand große Ehrfurcht vor ihm.

Unumstößlich war sein Befehl. Meine Füße trauen mich also am Wirtschaftsamt „Zum Vater Kadestk“ vorbei, durch das Fährerdortel, über den Damm der Temes, hinter dem an den Abenden die Weiden brausend gegen den Wind kämpften, — zur Tischlerei. Aber während ich so ging, mußte ich weiter über die Nacht meines Großvaters nachdenken. Denn mit einer kleinen Geste meiner ichmalen, weisen Hand, die den Krückstock wie einen Degen unklammerte, und mit ein paar gleichgültigen Worten änderte er das Gesicht seines Hofes.

— Noch am Nachmittag kam mit großem Feitschenschall ein Wagen angefahren, und Herrn Bed's Geleiten ließen mit Worten auf das moriche Bretterwerk ein. Sei, wie das plitterte! Herr Bed selbst leitet mit gewaltiger Stimme die Unternehmung. Er war ein großer Feldherr, konnte man meinen, er spräche zu einer Armee von Geleiten. Aber es waren nur zwei. Und das war eine Eigenheit Herrn Bed's, denn Herr Bed war wohl Inhaber einer Tischlerei mit angehängtem Holzlager, aber Herr Bed arbeitete niemals selbst. Um seine lange, magere Gestalt schlotterte ein alter Gebrod, dessen Räder an langen Fäden niederbaumelten. Er trug einen Stiefel mit Klette, dazu einen Halbhaubt, von dem er die Krempe entfernt hatte, so daß sein Kopf nach oben verläutert schien; seine Füße steckten in wasserschlammigen Sandalen aus ungeerbtem Leder. Die beiden Geleiten kämpften mit hartnäckiger Erbitterung gegen den Jaun, angetrieben von Herrn Bed's aufrührerischen Reden:

„Das alte Krackelwerk muß stützen, ihr Burischen, ehe die Nacht hereinbricht, fahrt die Pfähle und reißt sie aus der Erde, schlat die Balken ab. Es stürze das Alte und weiche dem Neuen!“

So sprach Herr Bed, denn er hielt sich für einen großen Volksredner und betonte oft, seinen Beruf verfeßt zu haben. Aus der hinteren Hofkutsche zog er von Zeit zu Zeit eine Flasche Kirsa und genehmigte einen tiefen Schluck. Dann hekte er um so wilder gegen den Jaun. Als etwa drei Viertel der Arbeit geleistet waren, und zwischen den einzelnen noch aufrechten Pfählen die Nachbargärten und die Unendlichkeit sichtbar wurden, steigerte sich Herrn Bed's Zerstörungsmut immer mehr. Die zwei Geleiten dampften vor Schweiß und kicherten wie die Bessenen. Herrn Bed störte das nicht. Später wurde er schweigsam, und es schien mir, als spräche er zeitweilig mit sich selbst. Hinter dem Misthaufen auf der gegenüberliegenden Mauer sah ich, von den Zweigen des Maulbeerbaums verdeckt, und nichts entging mir. Ich wagte kaum zu atmen, und während ich Herrn Bed's ungewöhnlich lange und schwankende Gestalt unterwandt ansah und seine Ruie vernahm, denen stets noch stärkeren Krachen der Aerte folgte, beischlich mich die Angst. Ich wagte kaum zu atmen, und um nichts in der Welt hätte ich meinen Platz verlassen. Die Bretter, Pfähle und Balken wurden mit großem Gepolter den Kiesweg entlanggeschleudert und draußen auf den Wagen verladen. Herr Bed verließ als letzter den Hof, das grüne Holztor fiel hinter ihm ins Schloß. Der Wagen raste in die Dämmerung hinein.

Noch war kein Licht im Haus, aber die Schatten fielen schon wie schwere schwarze Balken, ohne Gepolter in den Hof. Und während ich zusammengetrümmt auf der Mauer hockte, verankert drüben das Haus und große Stille umging mich. Und dann kamen diese Geräusche, die zum Schweigen gehören und es vertiefen: Ferne Rufe, die über die Gärten herüberkamen, das Fallen eines Blattes oder eines Käfers ins Gras.

Das Schindeldach der Kutcherhütte verblühte, und das Geißt des Fichte in der Mitte des Hofes schloß sich zu einem schwarzen Traum. Ich fuhr auf einem Schiff, wie oft an solchen Abenden. Und auf einmal hing die Kupfersehne des Mondes über meinem Kopf. Um den Mond aber schlossen sich Wolkenfetzen wie die Finger einer dürren Greifenhand. Der Tag ist tief. Meine Augen erstarren demäßig und eine gewisse stetige Helle seiate die Konturen der Gegenstände im Hof. Der Jaun fehlte. Nur schütterte Hofeinsturzsträucher säumten noch die gegenüberliegende Seite.

„Des Menschen Leben einem brennenden Licht zu verwechseln.“ Bei Gott ein tiefgründiger, insofern wichtiger Satz, bei dessen Ausbeutung gar mächtig die Schädel tauchen! In diesen Lehrgesprächen hat den Vogel abgedroschen Eulrich Wilsch, der kleine feist- und rotgesichtige Beldenmaier und Abkonterfeiler, der nachdrücklich, mit viel Kraft der Stimme, davor warnte, besagtes menschliches Lichtwimmeln etwa gleichzeitig an beiden Enden anzuschauen, alldieweil dies wohl eine lichtere Flamme, zugleich aber, und das sei das Beträübliche, eine viel raschere Verbrauchung nicht nur des Dostes, sondern auch des edlen Lebenswachses ergäbe. Welcher abgegebene Lichtblick den Rittern vom Tuiel dermaßen einleuchtete, daß sie Eulrichen Wilsch zum Meister vom Stuhl ertulsten. Eine Wahl, die wohlgeleit war; denn unter Wilschers humpenfreudiger Sand nahmen die Kapitelsabende der Ritter vom Tuiel einen erfreulichen Aufschwung. Auf seinen Anstoß hin tätigten die Tuieler mit der Schloßherrin von Meersburg einen Vertrag, laut welchem sie jeden ersten Freitag im Monat den großen Ritteraal im Schloß am Umtrunk besuchen durften. (Gegen ein Bauschal von jährlich sechs Gulden, zahlbar jeweils auf Sankt Martins Abend.) Da kamen denn die Ritter vom Tuiel, farnevalisch ausstaffiert, von Konstanz her in einem Schnellboot gefahren, erklommen unter Verschüttung unbenennmäßig viel Schweiges die Steilwand, auf der der Turm Dogoberts steht, und saßen dann unter mancherlei Vermummungen und unter Führung gar felsamlichen, hochadeligen, ritterschaftlichen Gesprächs in guter Ordnung bis zur Mitternachtsstunde im Ritteraal und schüttelten in ihre ritterlichen Bänder unbemerkliche Mengen Meersburger Weines.

Den Weintrinkern im Städtlein war die Gesellschaft lieb und wert; denn ihre Tränkung und Führung hinterließ jedesmal einen ansehnlichen Bagen Gelbes. Doch den andern Meersburgern Bürgern waren die Ritter vom Tuiel ein Streifen des Anstoßes; denn der Rückweg zum Schiff war gemeinlich nächsten Tags durch eine Ausschüttung unwilliger Mägen besetzt.

Literatur

Alle an dieser Stelle besprochenen und angeführten Bücher und Zeitschriften können von unserer Verlagsbuchhandlung bezogen werden.

„Grundrezepte“ als Schlüssel zur Kochkunst. Ein Kochbuch, das sich durch verständlich einfache Vorgehensweise und durch seine 40. Jährigkeit bewährt. Die einflussreichsten Rezepte hundertjähriger Entwicklung sind hier klar und verständlich jeweils aus einem „Grundrezept“, Fleisch- und Gemüse-Gerichte „mit“ man nach einer kleinen Veränderung der Grundmasse und mit den nachstehenden Mehlstücken oder Rohstoff-Rezepten ist es ebenso einfach. Mithelos bringt man jeden Tag etwas anderes nach den 80 Grundrezepten und ihren 400 Abwandlungen. Lieferant für 2,25 Mark in hübscher Raffete zu beziehen, wo nicht, direkt vom Verlag Otto Weber, Leipzig.

Süddeutsche Kleinstadt, ein Kinderbuch. Dieses Buch ist eine schöne Gabe der vorzüglichen und preiswerten Kinderzeitschrift „Deutsche Jugend“, Zeitschrift für das Jugendrotkreuz für Kinder im Alter von 9-14 Jahren. Begleitet von einer reichhaltigen und anmutigen Folge ausgezeichneter Bilder, erzählen Märchen, humorvolle Sagen, stille Lebenserinnerungen und ernste und lustige Gedichte vom Sein und Werden-Sein unserer kleinen Städte. Unter den Märchen sind natürlich Adoma und Spibow; im übrigen setzen Photogramme, wie die „Romantik“ auch heute noch wirksam ist. Erzieht und auch ein im Weltverhältnis der Natur, der alte Etonen zur kameradischen Winterhilfe der Jugend untereinander anfordert. — ganz im Sinne der praktischen Betätigung und geistigen Haltung des Jugendrotkreuzes mit seinem Leitwort „Ich diene“. Preis des Einzelheftes 15 Pfa. und 8 Hfa. Worte; zu beziehen beim Deutschen Jugendrotkreuz, Berlin W 10, Corneliustr. 40.

Was der Handwerker vor der Meisterprüfung wissen muß. Von Handwerkskammer-Präsident Dr. Weinmann. Verlag W. B. Schöps, Bonn. (W.-Z.-No. 7618, Köln). Preis 1,50 Mark. Einem langst geübten Bedürfnis der interessierten Kreise hat der Verfasser mit der Schaffung dieses kleinen Leitfadens Rechnung getragen. Das Buchlein dürfte für die Handwerkerpraxis bald unentbehrlich sein, denn es ist in seiner allgemein verständlichen und anschaulichen Art ein Hilfsmittel zur Vorbereitung auf die Meisterprüfung. Das Handwerkerrecht, die wichtigsten Bestimmungen der Gewerbeordnung, die Sozialversicherung, Reichsversicherungs, Versicherungs, Steuer und Kaufmann, alles ist von dem Verfasser, einem erfahrenen Handwerker, klar und einfach lebendig vor Augen geführt.

Schwaben-Gitterkauf. Allerleibste Kinderleibchen, besonders für den Winter, fertigt die sparsame Mutter selbst an aus dem bekannten Schwaben-Gitterkauf. Dafür hat der Weber-Verlag — stets Helfer der Hausfrau — einen neuen Band herausgegeben. Schon die Durchsicht des Heftes selbst gibt Anreiz dazu, die hübschen, in zahlreichen Abbildungen gezeigten Modelle zu arbeiten. Wir leben Baby- und Kindergeräten, Hülsenmittel, aber auch Puffocor und Fäcken für Damen in aperten, neuen Mustern, Riffen, Schummerroffen und Wärmer. Weber-Band 228 „Schwaben-Gitterkauf“ erhält man für 1,20 Mark in jedem einschlägigen Geschäft, sonstfalls direkt vom Verlag Otto Weber, Leipzig.

Der „Naturforscher“ vereinigt mit „Natur und Technik“. Illustrierte Zeitschrift für das gesamte Gebiet der Naturwissenschaften, des naturgeschichtlichen Unterrichts, des Naturschutzes und der Technik. Jahrg. 8. Heft 7. Preis vierteljährlich 2,50 Mark. Erscheint monatlich. (Quart. Vermählter Verlag, Berlin-Richterstraße). — Die neue Schriftleitung dieser altbekannten naturwissenschaftlichen Zeitschrift tritt mit dem besten Willen an die Aufgabe heran, die wichtigsten naturwissenschaftlichen Fragen in den Vordergrund zu stellen. Die neue Nummer setzt die Veränderung in einer sehr glücklichen Lösung. Gleich der erste Artikel von Dr. Wehnert unterrichtet über den neuesten Stand der Forschung vom Ursprung des Menschen. Der von der Welt Darwin und Haeckel zurückgelegt ist, hat zu neuen Entdeckungen geführt, aber immer wieder zeigt sich, daß ein Menschensinn der Urzeit des Menschen ist. Der Aufsatz ist von Aufsehen erregender Tragweite. — Prof. D. Walden schildert uns die wissenschaftliche und historische Bedeutung der Grundwasserforschung, die durch die Wegener-Natur-

strophe in den letzten Monaten so lebhaft in den Vordergrund trat. — In geradezu glänzenden Bildern wird uns der Blick „Erdborn“ vorgeführt. Dr. Penning gibt uns über die Gestaltung und Vorkommen dieses Wlges einen interessanten Bericht. — Die Frage „Was der Wilschler Metaphysiker sein?“ die anfänglich eines Vortrages von Prof. Wlnt „Weltwissen und reale Außenwelt“ aufnahm, legt Dr. Prochnow in einer längeren Ausführung seinen Lesern vor und wird damit sicherlich ein lebhaftes für und wider entfesseln. — Auch dem Wlndwelen will der „Naturforscher“ seine volle Aufmerksamkeit widmen. — Ein recht interessantes Gebiet, an dessen Behandlung sich bereits eine Reihe von Vorträgen beteiligt, bilden die „Naturwissenschaften“ „Entstehung“. Hierbei hat ein Zitiert den „Naturforscher“ selbst in Vertretung gebracht, indem er ein dem Verlag nicht vorgelegtes Zeitschriften als „Eumtspot“ befristete. In dem Abschnitt „Erziehungsergebnisse“ lernen wir das Neueste aus dem Gebiete der Naturwissenschaften in kurzen Absätzen kennen. Eine anregendere Belehrung kann man nicht gut finden. Die Abteilung „Lehnt und Wirtschaft“ bringt Aufsätze über Ultrarotstrahlen im Dienste der Eheverapie und über moderne Lehnt in der Ehe- und Frauenverwertung. In unserer heutigen Zeit, in der die Kultur von oben her erschlagen wird, bringt uns der „Naturforscher“ für den fabelhaft billigen Preis von 2,50 Mark im Vierteljahr den Nachweis, daß die deutsche Kultur sich nicht zurücklagen läßt, sondern trotz allem auch dem unbemittelten Wissenfreunde Gelegenheit zur Weiterbildung gibt. Dazu kommt noch eine Neuauflage in Form einer Beilage, deren erste „Das naturwissenschaftliche Weltbild“ von dem bekannten Jener Professor Felix Auerbach vom nächsten Monat ab erscheint. Der „Naturforscher“ dient dem Wissensfreunde, er ebnet die Bildungsweg, die in Gefahr sind, zerstört zu werden.

Käselecke

Namenauswahl-Käsele

Von den nachstehend angeführten Käsen sind zusammenhängende Teile auszusuchen, die einen Rufnamen erhaben. Ein weiblicher wechselt mit einem männlichen Rufnamen.

Des Krolobils Eier findet man im Sande.

Sieh die schöne Effe dort!

Dies ist das Schild eines Germanen.

Fing dein Bruder den Kal, Berta?

Am Kamin nahm Otto Platz.

Leid hat er, ich noch mehr.

Na, da beil dich doch!

Sieh das Reh; ein zu liebes Tier!

Bezugsarten-Käsele

Erich K. N. Hebel

Saa

(Aus den Buchstaben dieser Belegkarte ist durch Umkehren der Beruf des Betreffenden zu bezeichnen, mit „B“ beginnend.)

Käseleauslösungen

Berterbild: Man stelle das Bild auf den Kopf. Die Perlen des jungen Burischen findet man leicht zwischen den Stämmen und Zweigen der linksseitigen Birkenarippe.

Auslösung des Auswahls-Käseles: Quellenwanderer.

Käselelösungen laudten ein: Julius Grimmer, August Wimmer, Karlsruhe; Ludwiga Oberle, Wörsch.

Vom St. Bürokratismus

Christentumskasse

Ich wohne in einem Städtchen im tiefsten Innern Mecklenburgs. Die Invalidentaxe unserer Hausangestellten war mit lauter bunten Marken vollgeklebt —, ich schickte sie an die Ortskrantentasse, um eine neue zu bekommen. Keine Antwort. Mein hübsches Erinnerungs schreiben schickte mir die Ortskrantentasse zurück mit dem Bemerkten, „daß die Karte ausgefertigt und seit langer Zeit zur Abholung bereit liegt, daß aber die Ueberendung nur erfolgen kann, wenn Porto beigefügt ist.“ Diesen Antwortbrief schickte mir die Kasse durch ihren Boten in die Wohnung, — die neue Klebefarte lag diesem Brief aber nicht bei.

Der Aufschreiber

Auf eine Reklamation hin kamen heute zwei Männer vom Gaswerk, um die Flammen am Gasloch zu regulieren. Da nur einer arbeitete, fragte ich ihn, wozu denn der andere mitkommen sei. „Er muß halt aufschreiben, wie lange ich zu jeder Arbeit brauche.“

Abgefaßt

Es war früher keineswegs gleichgültig, ob man einen mit „Sie“, „Ihr“, „Er“ oder noch anders anredete. Sondern all diese Anreden schlossen ganz bestimmte Rangbeziehungen ein. Es war nicht ratsam, sich darin zu vergreifen. Justinius Kerner gibt in seinem Tagebuch in launiger Weise die verschiednen, dem Range Rechnung tragenden Morgenarabie wieder, mit denen ein Schulrat, wenn er die Schulen prüfte, sich einzuführen pflegte: „Wünsch Ihnen wohl gerührt zu haben, Herr Oberpräsident. Euch ebenfalls, Herr Präsektor. Wünsch Ihn guten Morgen, Schulmeister. Sind wir wohl und munter, Provinzial? Ist man auch da, Däuberle?“ (Das war der Schuldiener.)

Verantwortlicher Schriftleiter: Redakteur S. Winter, Karlsruhe.

Ich fuhr auf einem Schiff, aber diesmal war es ein Segler ohne Bug. Die Dunkelheit flutete in seinen Bauch; der Saun fehlte. Schlimm war, daß wir uns in voller Fahrt befanden, und die lautlos Matrosen meine stummen Befehle hörten wie immer. „Segel gereift! An die Pumpen!“ hörte ich meine Stimme, die nie über meine Lippen kam, und die schwächer war als die brausende Stille der beginnenden Nacht.

Das Gefenfer meines Großvaters wurde nicht, jemand rief meinen Namen. Ich rührte mich nicht. Ich hörte nur die Worte, wie sie fragend in das verwitterte Holz drangen. Dieser Hof war ein Land gewesen mit eigenen Geleken, von meinem Großvater regiert; absepariert gegen alles Fremde und nur Freunden zugänglich. Heute war seine Macht zu Ende, und das Schmerste lebt. Ein Windstoß kam von drüben, und die Felsenstümpfer wogen. Finsternis war dort hinter den Sträuchern, und wo sie begannen, endete des Großvaters Macht.

Ich sah auf der Mauer und hörte das Tor nicht geben. Die Wollen lösten sich vom Monde und zwischen den Sträuchern bewegte sich eine Gestalt. Sie war lang und bager und führte seltsame, schwappende Bewegungen aus. Ich starrte wie verzaubert auf die Erscheinung. Jetzt trat sie aus dem Schatten der Sträucher in das Mondlicht. Lang und dürr, mit seltsamen Kopfbewegungen und feierlichem Kopf. Ich sah eine Fiasche, die vertieft in der Luft stand und deren Mündung mit dem aufwärts gerichteten Gesicht des Mannes verwachsen war. Er stand mir gegenüber. „Derr Bek!“ rief ich. Er leckte die Fiasche ab und sah zu mir herauf. Lange liebten wir in Aug' in Aug'. Es wurde ungemütlich. Er schien etwas davon zu fühlen; denn er sagte nur: „Jetzt ist er hin. Wer morgen! Morgen beginnen wir mit dem Neuen, ich und meine Gesellen.“ Dann tat er einen tiefen Zug aus der Fiasche, drehte sich um, und ohne sich weiter um mich zu kümmern, stieg er mit schmetternden Schritten hinaus.

— Mein Großvater kam mit der Laterne in den Hof, um mich zu suchen. „Was machst du da so lange?“ meinte er. „Komm hinein und geh zu Bett.“ Ich sah ihn an. Er ging gebeugt und die Brille hing traurig auf seiner großen Nase. Sein Bart war zerweht und leuchtete weiß im ungewissen Licht. Seine Hand krampte sich um den eisernen Griff seines Krüdstocks. Er hatte die unbehobenen Schritte eines Kindes. Er war sehr alt.

Ein Volk ohne Schuhe

Von Langston Hughes. Deutsch von C. P. Hiesonen.

Haiti ist ein Land mit einem Volke ohne Schuhe — ein schwarzes Volk, dessen nackte Füße am frühen Morgen über die staubigen Straßen und Plätze zur Arbeit rennen und geräuschlos durch die Hotelsture eilen, um fremde Gäste zu bedienen. Diese barfüßigen Menschen bebauen die Reisfelder und Zuckerpflanzungen unter der senkrechten Sonne. Sie klettern durch die steinigten Hänge um die Kaffeebohne zu pflücken. Die hohen Abgaben, die Haiti an Amerika zu zahlen hat, werden aufgebracht von den Negern ohne Schuhe.

Gewiss sind Schuhe Dinge von großer Wichtigkeit — auch in Haiti. Jedermann in einer beruflichen oder gesellschaftlichen Tätigkeit muß unbedingt Schuhe tragen. In den Straßen barfuß zu gehen, bedeutet Mitleid der niederen Rasse zu sein und keinen Anspruch auf gesellschaftliche Zugehörigkeit zur Menschheit zu haben. Kleider sind von derselben Wichtigkeit wie Schutzeug. In einem Lande, wo das Klima den Menschen herausfordert nackt zu gehen, schwitzen Beamte, Aerzte, Rechtsanwältinnen und Richter mit Würde in zugedöckten Kleidern an den heißesten Tagen.

In diesem noch nicht ganz entdeckten Lande liegt der Akzent auf Kleider und Schuhe und auf 30 Cent Durchschnittslohn für die Tagesarbeit bei einer Temperatur, die alles niederlegt. Vielleicht müssen Schuhe und Kleider etwas hervorheben, was die Klassen- und Klassenunterschiede schärfer begrenzt. Kleiderstoffe sind für die Schwarzen unerschwinglich. Textilwaren und Schuhzeug werden eingeführt. Die Rölle sind hoch, Arbeit ist nicht viel und die Löhne sind niedrig. So daß der Aufstieg zur Würde des Lebers, das den Fuß von der Erde trennt, und des Anzugs, der den Leib von der Sonne trennt, einen Schritt bedeutet, der keinem Schwarzen auf Haiti leicht gemacht wird.

Alle Geschäfte liegen hier in Händen der Fremden, so daß man alles von Fremden kaufen muß, die so wenig Steuer wie möglich in die Kassen Haitis zu zahlen bemüht sind. Import und Export befinden sich ausschließlich in fremden Händen. Haiti hat keinen Auslandskredit, keine Schiffsfahrtslinien und keine Handelsvertreter. Die Regierung setzt unter amerikanischer Kontrolle einen hohen Zoll auf jeden Einfuhrartikel. Es gibt keine Fabriken von Bedeutung im Lande und sämtliche Betriebe sind unter fremder Aufsicht. Jedes Schiff bringt Ladungen fremder Güter in das Land. Sodas die Postverpackungen werden in Amerika gedruckt. Washington diktiert die Gesetze. Amerikanische Kontrolloren überwachen die Finanzen. Für die Sicherheit der amerikanischen Kaufleute besetzt Haiti der amerikanischen Belakuna hohe Gehälter.

„Sind die Herren dieser ehemaligen Republik geblieben?“

Wie haben sich die ehrenwerten Bürger mit Schuhen in dieser Anarchie des Dollars bemüht? — Diese Haitianer und Mulatten, die Zehrebnre hindurch mit Revolvern die Politik des Landes machten und den Unterschied zwischen sich und den barfüßigen schwarzen Brüdern ebenso scharf sahen, wie es heute die Amerikaner mit allen farbigen Haitis tun! — Sie leben meist auf niedrigem und schlechtbezahlem Beamtenposten, schmieden hin und wieder Komplotts, die sie gegen hohe Prämien verraten, machen Unterstellungen um durchzubrennen. Keiner tut etwas für die Menschen ohne Schuhe. Es gibt keine Leher und keine Schulen, keine Fabriken und keinen landwirtschaftlichen Aufbau, keinen Widerstand gegen den Knechtstand der arbeitenden Menschen. Das Resultat, ein Land voll Elend und ohne Wissen, voll Hunger, voll Betrug und Verbrechen, eine weit geöffnete Tür für alle dunklen Existenzen der Erde.

Haiti von heute ist eine reife Frucht für Wall Street, der Brotbaum der amerikanischen Marine, der Kaffee für alle Tassen der Welt und gräßliches Elend für seine eigenen schwarzen Arbeiter. Die gelegentlich gewählte Kammer der Deputierten, der Senat (Haiti) stellte als ersten Antrag eine monatliche Gehaltsforderung von 250 Dollar für jeden Deputierten. Die Straßenbauarbeiter ohne Schuhe erhalten dreißig Cents für den Tag und die Gendarmerie 2,50 Dollar in der Woche. Die Differenz zwischen den Senatorengehältern und den Köhnen der Straßenbauarbeiter verursachen die Schuhe und Kleider. Schuhe und Anzug reizen!

Und was hat die Bekleidungsindustrie noch Gutes gebracht? — Aus dem Millionenetat der Marine wurden einige Baracken mit den roten-Kreuz-Zahlen errichtet. Das ist die ganze Ausgabenseite in diesem Lande, dessen Wege in unentdeckte Gebiete führen. Das Volk ohne Schuhe kann nicht lesen noch schreiben, weiß nichts vom Film noch von der Eisenbahn. Die Menschen leben in Strohhütten oder Flechtställen, die sie sich aus aufgesammelten und aufgeschlitzten Konservendbüchsen zusammennageln. Sie stehen mit der Sonne auf und sinken mit ihr hin. Sie bewegen sich träge, erscheinen faul, weil sie seit Generationen unterernährt dableiben. Samstags tanzen sie zur Konertrommel und Sonntags gehen sie zur Messe, denn sie glauben an die Heiligen, die ihnen die Zauberei ersehen müssen. Die Aktionäre des Landes können ohne die Schwarzen keine Dividenden verteilen und auch die Kinder und Frauen tragen ihr Teil dazu bei. In den Häfen Haitis ist ein lebhaftes Kommen und Gehen fremder Schiffe. Sie haben ihre Ladungen hoch und fahren mit den Produkten der Schwarzen hinaus in die ganze Welt. Kaffee, Kakaobohnen, Zucker, Farbböler, Früchte und Reis. Die Porträts der Regierenden der National City Bank von New York hängen in den Büros der Bank von Haiti.

Sonntags abends spielt die Militärkapelle vor dem Kapitol in Port au Prince ihre Märsche, dabei amüsiert sich die gemischte Gesellschaft im Schlenker Schritt. Verliebte braune und gelbe Girls in feiner Toilette und dunkle Männer in weissen Anzügen promenieren lächelnd auf und ab.

Ich fragte meinen Freund am ersten Abend: „Wo sind die Menschen ohne Schuhe?“

„Ohne Schuhe darf hier keiner erscheinen“, erwiderte er mir, „die Polizei jagt jeden fort, der seine Schuhe trägt!“

Im Land der Sozialen Wunder

(Tagebuch einer Weltreise.)

Von Kurt Offenburger.

Tafelagen — nicht Phrasen.

Als die „Morangi“, das größte der Union-Motorfahrzeuge, zwischen Australien und Kanada, am Morgen des fünften Tages schließlich Neuseeland anließ, hatte ich zuerst eine eidesstattliche Versicherung zu unterschreiben, bevor ich überhaupt landen durfte. Sie besagte: „Ich schwöre, die Gesetze Neuseelands zu respektieren und getreulich zu befolgen; mich in keiner Weise, weder mittelbar noch unmittelbar, an irgendwelchen Handlungen zu beteiligen, weder in Wort, Schrift oder Tat, die gegen Seine Majestät Königin Geora V. gerichtet sind usw.“ Außerdem hatte ich einen Geldbetrag als Bürgschaft zu hinterlegen, wie jeder Besucher, der nicht den Vorzug hat, britischer Staatsangehöriger zu sein.

„Schwierige Sache, diese Einminderungsbestimmungen“, äußerte ein Beamter höflich, den ich zufällig an Bord wieder getroffen hatte. Er war Chemiker bei einer australischen Zuckerraffinerie und eben unterwegs nach Fidji, wo seine Gesellschaft ebenfalls Plantagen besaß. Vor einigen Wochen waren wir zusammen in Queensland gewesen: hatten Zuckerrübenplantagen, Mühlen und Fabriken besichtigt, und damals waren wir in Streit geraten über die Frage: Weiß-Australien oder farbige Kulis? Er verlor den Standpunkt: Billige Arbeiterkraft, der Rest sei gleichgültig; selbstverständlich nur für die Zuckerrübenfelder im tropischen Australien.“ Hier in Neuseeland machte man den gleichen Widerspruch mit den Einwanderungsbeschränkungen; ich werde schon noch dahinter kommen.

Ich kam sehr rasch dahinter, nämlich, daß die Arbeitslosen hier hierherhaft anstiegen: während im September 1930 nur 6000

Mann außer Wert fanden, waren es im Frühjahr dieses Jahres bereits 18 000 und gegenwärtig — Oktober 1931 — ist die Gesamtzahl der registrierten Arbeitslosen 44 000 (bei einer Bevölkerung von nur 1,4 Millionen!).

Wir können jetzt keine Einwanderer brauchen, wir sind froh, unsere eigenen Leute zu verjagen“, sagte mir Mr. S. D. Thomson, Staatssekretär im Einwanderungsamt; und Mr. Walter Nash, Generalsekretär der Labour Party, vertrat den gleichen Standpunkt: rüchlichste Erweiterung der Arbeitslosenunterstützung. Die kürzlich erweiterte Arbeitslosenunterstützungsgesetzgebung, veränderte er mir, wäre nicht zu halten, ließe man jetzt Menschen aus Europa herein kommen. Von der Zulassung farbiger — also Japaner, Chinesen oder Indier — war überhaupt nie die Rede.

Als ich ihm sagte, ich begriffe wohl die firtle Aufrechterhaltung einer „Weiß-Neuseeland-Politik“, aber nicht die Aufbrechung gegen weiße Siedler und Arbeiter, war seine Antwort ein höchst interessantes Beispiel: „Wir bezwecken uns nicht ganz ab, durch das Schicksal Sie Einwanderer: Deutsche, Oesterreicher, Norweger, Schweden, Schweizer, aber sie müssen etwas Kapital haben. 500 Pfund Sterling, taugend sind besser — für den Anfang, der Staat hilft dann weiter.“ Er meinte noch, das sei ein sehr trauriges Kapitel, aber selbst wenn die Labour Party in der Regierung käme, könne auch sie nicht die Einwanderung frei geben, denn die Verhältnisse seien stärker als die Ideologie. (Wieder war auffallend, wie auch in Australien, die Bevorzugung der nordischen Rasse).

Auf meine Bemerkung vom „großen Kuchen für die Wenigen“, sagte er: „Trösten Sie sich, Kulis sind schon lange keine mehr herein. Ich lasse Ihnen Tafelagen und nicht Phrasen. Wir geben an Leuten Brot und keine Verprechungen. Kein Arbeiter brauchte jemals wirklich Not zu leiden und Hungertod (starving) ist unbekannt. Ich glaube, unser Arbeitslosenfürsorgegesetz ist nicht das Schlechteste in der Welt!“

Wie sieht es aus?

Wie sieht es aus, dieses Arbeitslosenfürsorgegesetz?

Nach manchen Widersänden und tastenden Versuchen fand man folgende Lösung: Jeder in Neuseeland Wohnende hat, sobald er zwanzig ist, pro Jahr 30 M. (in vierteljährlichen Raten) in den Arbeitslosenfonds zu zahlen. Renteneinsparner, Hospitalisanten, Studenten ohne Einkommen und Eingeborene in gewissen Distrikten sind von der Zahlung befreit.

Zu dieser aufgebrachtsten Summe kommt ein Staatszuschuß in der halben Höhe der Gesamtausgaben für Unterstützungswecke. Keinen Anspruch auf Hilfe kann erheben, wer sich weigert, die 30 Mark zu zahlen, und außerdem ist er strafbar. Die Summe wird nicht wie bei uns vom Lohn einbehalten, da sie jeden betreffen, der über 20 Jahre ist. (In diesem Zusammenhang sei die Tatsache erwähnt, daß ein Gesetz existiert, das keinen irgenwie gearteten Lohnanspruch gestattet, da er „nicht vereinbar ist mit der Freiheit des Staatsbürgers“). Arbeitslosenunterstützung wird zwar erst nach 14 Tagen Warteczeit bezahlt, doch können in dringenden Fällen Ausnahmen zugelassen werden, und sie soll — keineswegs: darf — nicht länger gewährt werden als dreizehn aufeinander folgende Wochen.

Im Unterstützung werden (als Höchstfüße) bewilligt: dem Familienvater 30 Mark, der Frau 17,50 Mark, für jedes Kind eine Zulage von 4 Mark wöchentlich. Für Ledige hat der gleiche Maximalanspruch von 30 Mark Gültigkeit, und besonders beachtenswert ist die Tatsache, daß auch eine dritte Person, die dem Heim eines Arbeitslosen vorsteht, 17,50 Mark beziehen kann.

Steuern und Löhne.

Daß der neuseeländische Arbeiter nicht das Ängstlich außer Brot zu sein, so ist sein Lebensstandard um viele Grade besser als der des europäischen Arbeitnehmers. Es ist in diesem Lande selbstverständlich, daß er kein Einmitleidshaus hat; und sogenannte Elendsquartiere sind nur vom Hörensagen bekannt. Selbst in den vier größten Städten — Auckland mit über 200 000, Wellington mit 140 000, Christchurch mit 126 000 und Dunedin mit knapp 90 000 Einwohnern — gibt es keine einzige Mietskasernen, geschweige eine Massenstiedlung. (Abgesehen von der hervorragenden Staatsfürsorge in hygienischer Hinsicht, ist in den Wohnverhältnissen die beste Garantie für eine gesunde Bevölkerung gegeben).

Jeder Arbeitnehmer hat durch die 44-Stundenwoche sein volles Wochenende und der Fünftag Lohn und Büroslohn — Sonnabend 12 Uhr! — läßt auch den Werktag nicht allzu hart erscheinen. Für das Alter braucht nicht gebahnt zu werden: von 65 Jahren ab erhält jeder Neuseeländer (Frauen von 60 ab), sofern er vermögenslos ist und sein Jahreseinkommen 1040 Mark nicht übersteigt, eine Staatsrente in Höhe von 930 Mark jährlich, sowohl für sich wie seine Frau. (Nach dem Muster dieses neuseeländischen Altersfürsorgegesetzes, das seit 1898 in Kraft ist, wurde das australische ausgebaut, und zwar erst nach der Jahrhundertwende).

Die Steuerbelastung ist gering: von je 20 Mark sind 56 Pf. an Steuern zu zahlen, wenn der Jahresverdienst 5000 Mark über-

steigt. Ist er mehr als 6000 Mark, so erhöhen sich die 56 Pfennige um einen achtzigsten Pfennig. Vereinfacht man diese ektrosentige direkte Steuerbelastung mit dem zehnprozentigen deutschen Lohnabzug plus sieben Prozent Arbeitslosensteuer plus Unfall- und Krankentafelversicherung und was an „Kleinigkeiten“ noch dazu kommt, so sind die neuseeländischen Steuerverhältnisse beinahe paradiesisch.

Wenn immer ich hier mit Leuten über die Steuerbelastung in Deutschland sprach, wenn ich ausrechnete, was von 100 — Mark Wochenlohn nach allen Abzügen noch übrig bleibt, so sagte man zwar nicht „Mann, Sie schwindeln!“, schüttelte aber ungläubig den Kopf. Und wenn ich dann hinzufügte, daß 100 Mark nur der einfachen Rechnung halber zugrunde gelegt seien; gelehrte Arbeiter bei uns Wochenlöhne bis herunter zu 40 Mark beziehen, so konnte man das einfach nicht verstehen, da doch der Mindestlohn für einen ungelerten Fabrikarbeiter 86,35 Mark beträgt.

(Ein acht- bis zwölftägiger Lohn- und Gehaltsabbau, der kürzlich erfolgte, ändert das Bild nicht, denn der Lebensstandard liegt hier so hoch über dem europäischen, daß die gleiche „Luft“ bleiben wird, wie etwa zwischen deutschen und japanischen Lohnverhältnissen.)

Die Ritter vom Tuiel

Am Verlage „Der Bücherkreis G. m. b. H.“, Berlin SW. 61, ist soeben ein neues Buch von E. L. T. S. S. H. E., dem Verfasser des Buches „Der Waldmanus und seine Streiche“, erschienen, der geschichtliche Roman „Jan Gus — Der Letzte aus“ (Preis 4,80 RM.). Darin wird dem Württembergischen Dichters Phantasie ein Zug aus dem Mittelalter greifbare Wirklichkeit. Das ihm beim Verlesen in den Geist der Vergangenheit nicht der Humor des „Baldmanns“ veranlassen ist, bezug auf die nachfolgende literarische Charakteristik eines feinsten geistigen Harenputts.

Mit den Rittern vom Tuiel, über die ganz Konstanz lacht, hat es eine eigene Bewandnis. Es sind keine Ritter, sondern Pfaffen, Virtuallienhändler, kleine Gewürzräucher, Unzufriedene, die an irgendeiner Handtierung in den Gewölbten hocken, Winkelschneider, Schuhsternmacher, Postenbänder, Kugelmacher, Linder, Eharäbenpauer, Büttner und Vertilger von Geiseln, sogenannte Wansenkinder. Nur Hundsfänger sind keine dabei. Kleine Leute sind es, die brav ihrem kleinen Brotamt dienen, die aber am gewöhnlichen Tagestrott keine Genüge finden, sondern sich zu Höherem bemühen fühlen. Jabnlose Hündlein sind es, die hoch herbeulern möchten über ihr vornehmliches Geschlecht. Knechte, die sich berausken an der Vorstellung der Herrengeburt. Sie atmen Gottesluft, wenn ein Wölger sie mit dem Ärmel streift. Die Augen geben ihnen über, wenn sie ein schönemaltes Ritterwappen sehen: einen halben Efelkopf, eines Schweines Keule, einen geschwänzten Stern, einen Dreieck, einen schwappenden Wolfskieser, ein Frauenauge, eine heissenngliche Lilie, einen Schwannenhals, eine silberne Leiter. Die stolze, den armen Hund verachtende Ritterchaft und deren vornehmer Leben hats diesen kleinen Leuten angetan. Nun haben sie, um sich vor sich selber zu erheben, einen eigenen Ritterbund gegründet, kommen einmal im Monate zusammen zur Tafel und zum festlichen Zutrink und fühlen sich selig und über das gewöhnliche Erbegeschmeich erhoben im Gebrauch und in der Nachahmung wirklicher Ritterchaft. Turniere kennen sie zwar nicht; dafür gibt es in den Saufgesprächen die und da ein plummes Lansenbrocken. Ein Totenkopf steht bei ihrem Gelage in der Mitte des Tisches; ein Totenkopf, um den vier geweihte Kerzen brennen. Klagen und seine Reden führen ist ungeschicklich dieses gebleichten Schädels verbotten; aber erlaubt ist, diesem Sinnbild der Vergänglichkeits in die selben Säbne hinein jeden Humper auf einen Zug bis zur Nagelprobe zu leeren. Je größer Gutweil und Schluß, desto größer die Ehre der Ritterchaft. Die Frauen der Tuieler werden die Burgfrauen genannt, ihre Töchter die Burgfräulein, ihre Söhne teils Junter, teils Knappen. Kommen Gäste, so sind das nicht gewöhnliche Gäste, wie sie jede Herberge hat, Straßenwanderer, mit Säulen im Bart, sondern es sind fromme Pilgrime aus heiligem Land, mögen sie gleich an der nächsten Schmiederecke wohnen. Die Ritter vom Tuiel halten auf keine Lebensart und auf höfliches, weis männliches Benehmen. Da gibt es eberne Sakung und Regel. Nicht jeder darf sich niederlegen am Tisch, wie er will, nein, so fährt nur eine Bauernsau an den Trog. Ein Tuieler Ritter aber, der weiß was sich schickt, nimmt keinen Stuhl, ohne den Zutritt sitzenden zu fragen: „Ehrenfester und getreuer Ritter, hochzuverehrende Bier der Ritterchaft, ist es deinem Knecht und Steigabgehaltener erlaubt, daß er in deine Bura einreite?“ Und erst, wenn daraufhin der Herr Knecht anidat mit seinem Ritterkopf nicht, ist es dem nicht minder ehrenfesten, tuendstamen Anfrager gestattet, sich auf den geschmickten Stuhl der Ritterchaft zu setzen. Die Ritter vom Tuiel leben nicht des stillen Suffis allein, nein, sie dienen auf ihre tweifliche Art auch den schönen Künsten und der Wissenschaft. Jeder nämlich, der in ihren Kreis will, hat, eh ihm der Ritterfisch erteilt und die wippende Feder aufs Haupt gesetzt wird, eine Antrittsrede zu halten. Das Thema ist, damit keiner der Ritter dem andern etwas voraus habe, jedesmal das gleiche. Alle Zwei undviertzig, die die Ritterchaft vom Tuiel zu ihren Mitgliebern zählt, haben gesprochen über den Braugast: „Zurletern ist